

Untergang [Fortsetzung]

Autor(en): **Zimmermann, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

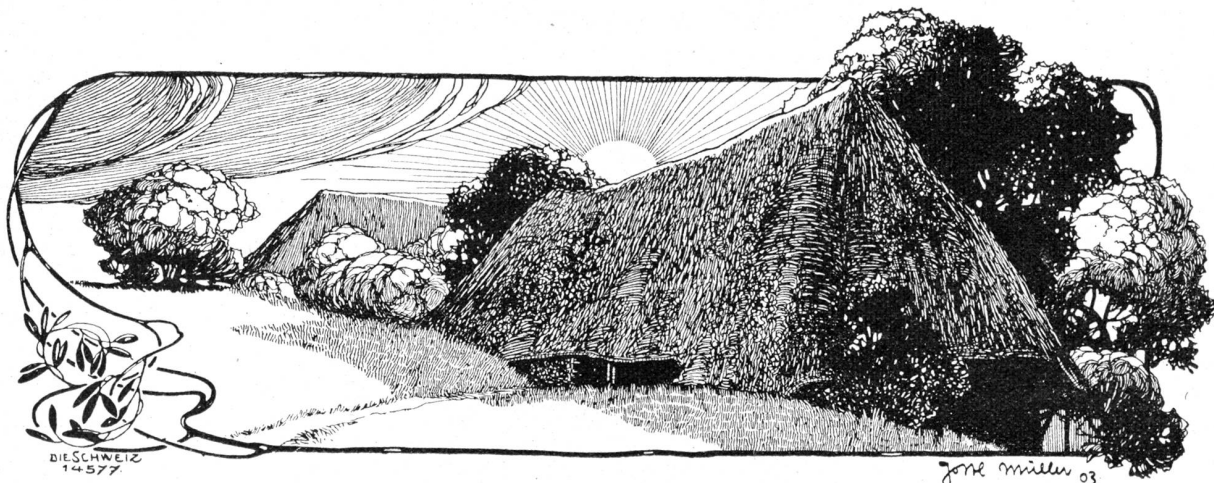
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574689>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Morgensonne. Nach Federzeichnung von Gottlieb Müller (Argau), Paris.

Untergang.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Arthur Zimmermann, Verlikon bei Zürich.

(Fortsetzung).

Ich nahm es ihm wirklich auch nicht übel, dem wackern Mann, sondern dankte ihm im Stillen von ganzem Herzen für seine Aufrichtigkeit. Denn, was ich da vernahm, erfüllte mein Herz mit Angst und Trauer, und bange sprach ich:

„Aber woher mag das so kommen, woher nur?“

Da fuhr der Wirt fort:

„Ja, woher, woher? Ich begreife ja, daß er hier nicht alles oder sagen wir nichts findet, woran er sich in frühern Zeiten gewohnt war. Ich meine, der Verkehr mangelt ihm, die Anregung einer gebildeten Geselligkeit, die Gelegenheit zur nötigen Aussprache und Mitteilung mit Standes- und Berufsgenossen. Ja, Bücher, sagen Sie, Bücher! Aber wenn er sie nicht liest? Sehen Sie, der Wein — ich sage es Ihnen als Wirt — als mäßiger Wirt — der Wein greift den Menschen an seiner wichtigsten Stelle an, er nimmt dem Charakter die Stütze, die Energie, meine ich, die Willenskraft, und schließlich erlahmt er eben, er kann nicht mehr und läßt sich gehen. Es ist ja noch nicht schlimm, noch ist ja alles im Anfang; aber es könnte weitergehen, unaufhaltsam, und da muß man wehren, helfen!“

„Aber wie,“ rief ich nachdenklich, „wie kann man ihm die richtige Gesellschaft verschaffen, die ihn wieder emporreißt, die ihn wieder zu Haus behält?“

„Ja, eben,“ unterbrach mich der Wirt, „die ihn zu Haus behält, das ist's! Und da kann nur eines helfen . . .“

„Und das wäre?“

„Eine Frau!“ sprach der Wirt und stand auf, um sich am Schenktische etwas zu schaffen zu machen.

Auch ich war aufgestanden und verabschiedete mich von dem Vernünftigsten der Wirte, den ich je getroffen.

Es war inzwischen dunkel geworden, und nachdenklich ging ich langsam, mit den verschiedensten Gefühlen im Innern, dem Pfarrhof zu.

Das Gespräch mit dem Wirt ging mir im Kopf herum und erfüllte mich mit hanger Sorge für den Freund. Aber zugleich mußte ich mir sagen, daß jener, was die Abhilfe des Notstandes betraf, den Nagel auf den Kopf getroffen habe.

Das war's: eine Frau fehlte dem Freund! Wenn irgend jemand helfen konnte, so war es eine Frau — eine gebildete Frau, die mit offenem Verständnis männlicher Bedürfnisse, mit feinem Takt in allen Lebenslagen und mit angeborener Herzengüte gegenüber Schwächen und Mängeln erzieherisch, ausgleichend, versöhnend wirken und die drohende Katastrophe, den Untergang eines ideal veranlagten, aber etwas schwachen und schwankenden Charakters verhüten konnte.

Hertler war noch nicht zurück, als ich im Pfarrhaus ankam. Die Magd lachte vieldeutig und führte mich in sein Studierzimmer; dort zündete sie mir die Lampe an und ließ mich auf meinen Wunsch dann allein. Ich mußte mich fassen und sammeln

und hätte nimmer ihrer allmählich auftauenden Beredsamkeit standhalten können.

So zündete ich mir eine Zigarre an, griff zu einem Buch und versuchte zu lesen. Aber ich brachte es nicht fertig; meine Gedanken flogen immer und immer wieder zu meinem Freunde zurück und zu dem beunruhigenden Zwiegespräch mit dem Bärenwirt. Schließlich legte ich das Buch beiseite und sah mit wachsender Ungeduld in die zunehmende Dunkelheit hinaus.

Es war eine harte Geduldsprobe; denn nach meiner Uhr mußte der Zug auf der nächstgelegenen Bahnstation längst eingelaufen sein — freilich war es eine gute halbe Stunde vom dortigen Bahnhof ins Dorf zu gehen.

Doch endlich erklangen deutliche Schritte auf dem bestiegen Vorplatz vor dem Pfarrhaus, und die Hausglocke erkörnte. Dann hörte ich die Türe öffnen und einen brummigen Willkommen des Eintretenden an die Adresse des alten Hausbrachens — dann ein launiges, übermütiges Aufschauen und ein polterndes Abwehren, offenbar auf eine Bemerkung der Magd bezüglich: „Na, na . . . Lassen Sie das; davon verstehen Sie nichts . . . Verstanden?“ Hierauf folgte eine Pause, unterbrochen von leisem Klüstern. Offenbar hatte die Magd dem Pfarrer berichtet, daß Besuch da sei; denn in gedämpftem, nicht gerade zufriedenerm Ton hörte ich ihn fragen: „Donnerwetter, noch so spät? Wo ist er denn?“ Und dann kam ein fester Tritt die Treppe hinauf — einmal unterbrochen von einem leichten Straucheln, wie wenn einer in der Dunkelheit eine Treppenstufe zu hoch oder zu niedrig genommen hat — und dann stand er im Rahmen der geöffneten Türe, voll vom Lampenlicht übergossen, das ihn im ersten Augenblick blendete.

Er wischte sich die Augen, legte beschattend die eine Hand darüber, sah auf mich, wie ich mich langsam erhob, und hatte mich im nächsten Augenblick erkannt.

Mit weit ausgestreckter Hand kam er — bei seinem leicht angetrunkenen Zustand etwas schwankend — auf mich zu. Eine leichte Verlegenheit prägte sich auf seinen Zügen aus, als er sprach:

„Herrgott, ist das eine Ueberraschung! Du hier, und ich treibe mich derweilen im Land herum und lasse dich hier einsam sitzen! Hättest du doch geschrieben! Aber, siehst du, mich verlangt auch etwa mal von meinen Bauern weg. Ich war in unserer Residenz — Geschäfte — Kommissionen — dann ein paar Bekannte — die haben mich nicht losgelassen und mir — weiß Gott — du mußt schon entschuldigen — einen veritablen Schwips angehängt. Na, nun aber . . . Grüß Gott, Alter!“

Er sagte das alles etwas zögernd — unsicher — geniert; es lag ihm offenbar doch nicht recht, daß ich ihn in diesem Zustand sehen mußte.

Doch gerade diese Geniertheit schien mir ein gutes Zeichen

zu sein, ein Zeichen, daß er noch Ehrgefühl hatte, und diese hoffnungsvolle und für mich tröstliche Bemerkung ließ mich ihn herzlicher und unbefangener begrüßen, als das wohl sonst der Fall gewesen wäre.

Er fand sich denn auch bald über seine erste Verlegenheit weg, drückte mich in die Sophaecke und rief:

„Nun wollen wir unser Wiedersehen aber noch gelinde begießen!“

Mit Stentorstimme rief er zur Tür hinaus:

„Barbara! Eine Flasche Neuenburger und Gläser!“

Was mir unter andern Umständen ganz natürlich erschienen hätte, daran nahm ich heute Anstoß, und ich konnte mir nicht verlagern, eine Bemerkung zu machen, obichon ich von ihrer Anglosigkeit überzeugt war.

„*Ἀριστον τὸ μέν ὕδωρ*: das Beste ist Wasser!“ wehrte ich daher mit deutlicher Beziehung und Betonung ab; doch er lachte laut auf:

„Dummes Zeug! Das Beste ist der Wein! Oder — es ist ja allerdings etwas spät — willst du lieber einen Schnaps haben? Sieh, da hast du alles, was du wünschst, zur Auswahl.“

Damit hatte er, immer noch lachend, ein kleines Schränkchen an der Wand aufgeschlossen, in dem drei oder vier Flaschen des verschiedensten Inhalts standen.

„Nein, nein, um Gotteswillen, dann doch lieber Wein!“ schnitt ich seine einladende Gebärde ab.

Eben brachte die alte Barbara das Gewünschte und verschwand wieder geräuschlos, nicht ohne einen fragenden Blick auf mich geworfen zu haben.

Ja, ja, die Alte hatte recht, so gut wie der Bärenwirt. Doch heute hatte es augenscheinlich keinen Wert, Moral zu predigen, und so beschloß ich denn, mir für heute nichts anmerken zu lassen, den Freund jedoch morgen gehörig ins Gebet zu nehmen.

Dann stießen wir an, und beim Klingeln der Gläser und beim Dualmen der Pfeifen wurde die Stimmung immer herzlicher, und bald hatten wir uns — von meiner Seite mit Absicht — doppelt intensiv in die schönen Erinnerungen unserer Jugend- und Studienzeit versenkt, sprachen von allen Idealen, für die wir einst geschwärmelt, und von deren Verwirklichung oder Zerfliegen in der nüchternen Gegenwart.

Erst der dumpfe Schlag der Mitternacht an der Uhr des Studierzimmers mahnte uns endlich an die Pflichten gegenüber unsern müden Leibern, und nach einem herzlichen „Gutenacht“ suchten wir unser Lager auf.

Als wir uns am Morgen beim Frühstückstisch gegenüber saßen, sah ich erst so recht, daß er sich wirklich verändert hatte. Der schlanke Bursche von früher war dicker geworden, das Gesicht etwas verschwommener, auch seine Bewegungen waren linksübler geworden, die gesellschaftliche Geschmeidigkeit, die Eleganz und Sicherheit seines frühern Auftretens waren verschwunden; er war wirklich, wie es Scheffel im Ekkehard vom Leutpriefer Moengal sagt: *rusticitate quadam abusus* — etwas verbauert.

Dann raffte ich meinen Mut zusammen und ersuchte ihn um eine ungehörte Unterredung, da ich Wichtiges mit ihm zu besprechen hätte, was mir schwer auf dem Herzen liege.

Er war überrascht, blickte mich mißtrauisch von der Seite an — nicht ohne daß sich sein mahnendes Gewissen verraten hätte; denn plötzlich frug er mich:

„Hat man dir im Dorf vielleicht etwas gesteckt, he? Gelt, sie haben mich verklagt bei dir?“

„Ja!“ sprach ich ernst und schloß die Tür des Studierzimmers, das wir betreten hatten, hinter uns zu.

Und dann kam eine schwere Stunde ernster Gewissensforschung, offener Reichte und herzlicher Ermahnung. Ohne Mitleid sondierte ich mit der Kaltblütigkeit des Arztes die Wunde meines Freundes und zeigte ihm den Weg zur Heilung.

Erst aufbrausend, dann zerknirscht und einziehend sah er mir gegenüber und versprach mir bei allem, was uns lieb und teuer war, Insichgehen und Besserung. Auch das versprach er mir: Umschau zu halten unter den Töchtern des Landes und sich und seiner Gemeinde eine rechte Frau Pfarrerin zuzuführen.

Am andern Tag schieden wir, da mein Urlaub abgelaufen war. Mir gemischtern Gefühlen als früher kehrte ich nach Hause zurück. Die Sache gab mir zu denken. Noch war es ja nicht schlimm; aber er befand sich auf abschüssiger Bahn. Wollte Gott, daß es zum Guten sich wendete!

Wenn er mir nur folgte und heiratete!

Raum war ein halbes Jahr ins Land gezogen, da flog seine Verlobungsanzeige in mein stilles Doktorhaus. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Nun war alles wieder gut. Nach einem weitem Vierteljahr schon erhielt ich die Einladung zur Hochzeit, der ich wegen eines Domizilwechsels, der sich nicht verschieben ließ, nicht beiwohnen konnte. So sandte ich meine herzlichsten Glückwünsche zu seinem Ehrentag, der auch von der Gemeinde festlich und freudig begangen wurde. Knüpfen sich doch auch von Seite der Pfarrgenossen sehnsüchtige und längst ersehnte Wünsche an das frohe Ereignis.

Jahre kamen, Jahre gingen.

Mein Freund war mir infolge meines Umzuges in die Nähe einer Universitätsstadt, der mich auch räumlich weiter von ihm entfernte, und infolge vermehrter Anforderungen einer immer umfangreicher werdenden Praxis aus den Augen und zeitweise aus dem Sinn gekommen. Das Gleiche mochte wohl ihm passiert sein, zumal ihn sein junges Eheglück, wie ich annahm, natürlicherweise neben seinen Berufsgeschäften ganz in holdem Banne hielt. So konnte es geschehen, daß unser Briefwechsel allmählich einschlief und ich lange, lange Zeit nichts mehr von Herter vernahm.

Umso freudiger war ich überrascht, als ich einmal gegen Weihnachten eine Karte von ihm erhielt, worin er mich anfragte, ob ich nicht geneigt wäre und Lust empfände, wieder einmal eine Weihnachtskneipe im Kreise unserer Verbindung zu feiern, die Manen alter studentischer Erinnerungen heraufzubeschwören und all den auf unsern Köpfen und Schultern im Laufe der Zeit abgelagerten Berufstaub gründlich abzuschütteln. Er für seinen Teil merke, daß er das sehr nötig habe, und hoffe, daß ich seinen Wünschen und Absichten sympathisch gegenüberstehe.

Mir konnte nichts willkommener sein. So machte ich mich denn zur bestimmten Zeit auf die Beine und wanderte mit neuerwachter Jugendlust zu dem vereinbarten Bade im Jungbrunnen akademischer Fröhlichkeit.

Ich kam ziemlich später als die andern. Die Feier hatte sich schon abgespielt, und bereits war eine gute Stimmung über die ziemlich große Gesellschaft gekommen. Schon beim Eintreten sah ich Herter ausgelassen lustig in einem Kreis jüngerer Vereinsbrüder sitzen. Er schien offenbar die Seele der kleinen Vereinigung an der betreffenden Tischdecke zu sein. Nach der üblichen offiziellen Begrüßung war mein erster Gang zu ihm, zu dem es mich mit allen Fasern meines Herzens zog. Mich trieb so wohl die Freude als auch das übervolle Bedürfnis, Gutes von ihm zu hören und die geheime Last, die seit Jahren auf meiner Seele lag und bei seinem Anblick mich wieder doppelt schwer zu drücken schien, endlich abwälzen zu können. Ach, nur ein einziges Wort wollte ich hören aus seinem Munde und dann fröhlich sein, genießen, wieder aufleben! — Nur das Wort: „Ich habe überwunden, ich habe mich selber wiedergefunden, sei getroßt und ängstige dich nicht mehr!“

Er hatte mich längst bemerkt und erhob sich lebhaft, als ich auf ihn zuschritt.

Ach, wie schüttelten wir uns die Hände, wie blickten wir einander an und wie wohl tat das Wiedersehen!

Und doch durchzuckte mich ein geheimer Schreck, als ich ihn aufmerksam, mit dem geschärften Blick eines besorgten Freundes betrachtete. War das der Herter, den ich früher kannte? O, wie hatte er sich verändert! Er war magerer geworden, seitdem ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte, doch immer noch von athletischem Körperbau. Aber um Nase und Mund waren tiefe Falten eingegraben, die ich früher nie an ihm bemerkt hatte; der Grundton seines Gesichtes war bleich, von einer unnatürlichen hektischen Röte übersponnen, und aus seinen Augen flackerte ein nervöser unruhiger Strahl. Der frohe, offene, harmlose Gesichtsausdruck war verschwunden, und sein Blick war rasch und unstät und ausweichend geworden. Was war mit ihm vorgegangen? Was sollte ich Neues, vielleicht Böses erfahren? Ich beschloß, der Sache auf den Grund zu kommen, und nahm mich zusammen, um ihn nicht durch ein Erschrecken einzuschüchtern und mißtrauisch zu machen.

Er hatte sofort zu reden angefangen.

„Grüß Gott, alter Knabe! Wie geht's dir? Was treibst du? Zu Hause alles wohl? Hast dich ja günstig verändert und eine Praxis — was man hört — zum Benaenden! Na, proßt, proßt! Der erste Schluck dir, ganz speziell!“

Er übersprudelte fast vor Eifer und Lebendigkeit und ließ mich lange Zeit gar nicht zu Wort kommen. Mich zu einem Lachen zwingend, wehrte ich schließlich ab und frug nun meinerseits:

„Und bei dir, Alter, wie steht's? . . . Und glücklich?“

Die Betonung, die ich in die Frage gelegt, konnte ihm nicht entgangen sein. Doch hastig wehrte er ab, lachend, immer redend:

„Na, ja, siehst ja, gut geht's, famos! . . . Und wie ich mich auf heute gefreut habe! Du glaubst gar nicht, wie das gut tut, wieder einmal so frei, so ungezwungen mitzumachen!“

„Und wie fühlst du dich im heiligen Ehestand? Was macht deine Frau?“ unterbrach ich ihn.

„All right, all right! Alles gut, famos!“ antwortete er.

„Doch höre, das alles besprechen wir wohl besser ungekört morgen . . . Heute wird wieder mal mitgemacht, getollt, gejubelt, wie früher! Weißt du noch? Ach, das waren Zeiten! O wie lebt man wieder auf! Hallo!“

Damit war er mit dem vollen Seidel auf eine benachbarte Gruppe zgetreten, die ihm fröhlich zugetrunken, und hatte mich allein stehen lassen. Die Situation hatte das wohl ungezwungen erscheinen lassen, es kam soviel auf einmal an einen heran, hier — dort — alte Bekannte — Begrüßungen — neue Eindrücke, daß die Sache für jeden andern unauffällig gewesen wäre; aber ich hatte das Gefühl dabei, daß mit Herter nicht alles in Ordnung sei, daß seine Lustigkeit gemacht war, daß er mir auswich. Ich konnte mich ja täuschen und hoffte es von Herzen; aber mit dem bitteren Vorgefühl kommender Enttäuschung und recht niedergeschlagen suchte ich einen Platz auf, wo ich mich für den Abend niederlassen wollte. Der Zufall führte mich ziemlich weit von meinem Freunde weg, postierte mich aber so, daß ich ihn immer im Auge behalten konnte. Und was ich da im stillen beobachtete, bestärkte mich je länger, je mehr in meiner Vermutung, daß da irgend ein Hafen sein müsse in der Sache.

Noch einmal führten mich die Wogen des festlichen Abends einen Augenblick an seine Seite, und ich freute mich schon im stillen, nun vielleicht doch noch einen Blick in seine Seele tun zu können.

„Nun bist du also verheiratet?“ begann ich und gedachte ihn über seine Häuslichkeit und die veränderte Lage etwas auszuholen; doch er fiel mir sofort mit nervösem Auflachen in die Rede:

„Und wie? Famos! Doch, kreuzapperment! erlaube und steige mal für deine Hartnäckigkeit pro poena in die Kanne! Das besprechen wir morgen miteinander, alter Junge, nicht? Für heute, bitte, keine Familiensimpelei; heut sind wir ledig und frei und fröhlich, wie seiner Zeit als junge Studenten!“

Er klopfte mir mit erzwungener Jovialität auf die Schulter. Gleichzeitig hatte er sich nach allen Seiten umgesehen und erhob sich plötzlich, wandte sich mit einem kurzen „Du entschuldigst

einen Augenblick, Alter!“ an mich und trat grüßend mit lautem Zuruf auf einen eben entdeckten früheren Studiengenossen zu, der ihn gleich mit Beschlag belegte und ihn an einen andern Tisch entführte, wo sie sich sofort häuslich niederließen. Ich sah ihn den ganzen Abend nie mehr so nahe, daß ich ein Wort an ihn hätte richten können, ja, er schien mir förmlich ein erneutes näheres Zusammentreffen zu verhüten, trant mir aber aus angemeßener Ferne des öftern fröhlich zu.

Alles das machte meinen Verdacht zur Gewißheit, und ich gelobte mir, ihn morgen früh ins Gebet zu nehmen. Aber die Freude war mir für heute plötzlich verdorben; alles ekelte mich an, und frühzeitiger, als ich mir vorgenommen, erhob ich mich endlich, um in mein Hotel zu gehen und den Rest der Nacht zu verschlafen. Ich drängte mich zu Herter durch, wünschte ihm gute Nacht und frug ihn, wo ich ihn also morgen treffen könnte.

„Du gehst schon?“ frug er überrascht, aber ohne Miene zu machen, mich ernstlich zurückzuhalten, und teilte mir mit, daß er im Zürcherhof abgestiegen sei und mich gerne morgen so gegen neun Uhr bei sich erwarte.

Als ich aber morgens um die bestimmte Stunde bei ihm vorsprechen wollte, hieß es, der Herr habe sich früh sieben Uhr wecken lassen und sei schon mit dem Zug um halb acht Uhr abgereist, dringende Geschäfte hätten ihn heimgelerufen; sie möchten das dem Herrn, der ihn um neun Uhr besuchen würde, bestellen und ihm herzliche Abschiedsgrüße ausrichten.

Nun wußte ich genug.

Traurig fuhr ich eine Stunde später nach Hause. Dort setzte ich mich sofort an meinen Schreibtisch und wandte mich an einen Bekannten in der Nähe von Herters Wohnort, ihn um rückhaltlose Auskunft über diesen eruchend.

Die Antwort lautete niederschmetternd.

„. . . Herter ist offenbar recht unglücklich verheiratet und auf dem besten Wege, ein schwerer Alkoholiker zu werden,“ hieß es in dem Briefe. „Es gibt Zeiten, wo man ihn gar nie nüchtern antrifft. In seinem Dorfe redet man ganz offen davon, daß der Pfarrer sause und daß die Sache nicht mehr so weitergehen könne. Hat doch sogar letzthin einer in der Kantons-hauptstadt behauptet, der Pfarrer von Hochfeld sei betrunken auf die Kanzel gekommen. Es ist Sünd' und Schade um den talentvollen, feingebildeten Mann, der eine Bierde seines Standes sein könnte ohne den Alkoholteufel!“

Ich war vernichtet. Der arme, energielose Freund!

Und wieder ein Jahr später schrieb mir der gleiche Gewährsmann, daß die Pfarrgemeinde an der Aare ihren langjährigen und früher so beliebten Seelsorger Herter wegen chronischen Alkoholismus und des damit für die Gemeinde verbundenen öffentlichen Aergernisses weggewählt habe. Er habe die Segend bereits verlassen, niemand wisse, wo er sich hingewandt.

(Fortsetzung folgt).

Jean-Paul

Nachdruck verboten.

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Aeschi.

X.

Es war wirklich denkbar. So böse konnte das Leben sein. . . Jean-Paul hatte zuerst die Amme befragt und dann mit dem Arzt gesprochen. Und als er diesen verließ, geschah es mit der klaren Erkenntnis, daß seine Ahnung, wie er die bedeutsame Schrift auf jenem Papierstreifen betrachtet hatte, richtig gewesen.

Vieles, vieles mußte noch ertragen werden, ehe er gerupft und arm war, bis alle Träume getötet waren und der Frieden kommen würde. . .

Was hatte doch der Arzt gesagt?

Während Jean-Paul schnell durch die abendlich belebten Straßen eilte, suchte er sich die Worte und den Ton des Mannes zu vergegenwärtigen.

„Das Kind ist nicht reif geboren worden und hat wenig Widerstandskraft. . .“

Ja, so war es.

„Nicht viel Widerstandskraft!“

Und widerstehen können muß man. Dies ist die Lösung des Lebens; denn Leben ist Kampf und Sturmloch. Wer nicht widerstehen kann, unterliegt.

Das Leben ist auch Logik.

„Wir können manches tun,“ hatte der Arzt gesagt, „und was getan werden kann, soll getan werden. . . Das Unglück besteht darin, daß das Kind nicht genügend Nahrung zu sich nehmen will. . .“

Es war darin ein gewisser Zusammenhang, so kam es dem Artisten vor, eine gewisse, schöne Symbolik!

Er weinte beständig, während er durch die von Menschen belebten Straßen eilte.

Das Kind wollte zu seiner Mutter. . .

Was sollte es hier in diesem weglofen Leben? Das Kind des Gauflers, ein Fremder auf Erden!

Ein starker Lichtschein umflamte ihn.

Er war unwillkürlich vor einem großen Ladenfenster stehen geblieben und hatte lange unbewußt auf die bunte Mannigfaltigkeit der Auslage gestarrt.

Jetzt erwachte er plötzlich.

Ach, Herrgott, hier war es ja, wo er all die kleinen Dinge gekauft, die er vor wenigen Tagen heim zu Angelikas Bett getragen hatte!

Die Sparbüchsen! Das Geld! Das Geld, das zu Kleidern